

Arno Geiger

Der ungreifbare Augenblick

Rede zur Verleihung des
Friedrich-Schiedel-Literaturpreises 2020

Sehr geehrte Damen und Herren, wir alle kennen aus eigener Erfahrung Situationen, in denen man glaubt, etwas stehe unmittelbar bevor, auf dem Bahnhof zum Beispiel, wenn der Zug angekündigt ist, alle Abschiedsworte gesprochen, alle Hände geschüttelt, dann ertönt über einen Lautsprecher die Durchsage, dass die Einfahrt des Zuges sich verzögere auf unbestimmte Zeit. Man steht da, gedanklich hatte man einen Fuß schon auf dem Trittbrett, und das Herz folgt der Bewegung nur ungern, wenn man den gedanklichen Fuß zurückzieht und versucht, die Zeit des Wartens irgendwie hinzubringen, eine Stunde, zwei Stunden. Wie Sie wissen, wurde die heutige Preisverleihung um ein Jahr verschoben, ein Jahr ist lang, kein Kriegsjahr, aber ein Epidemiejahr. Die einen sind mittlerweile tot, die andern froh, noch am Leben zu sein, und die Toten sind außerstande, sich zu beklagen, ihr Schweigen spielt denjenigen, die das Sterben so vieler verharmlosen, in die Karten. Wenn man selbst nicht betroffen ist, vergisst man das Elend der andern schnell. Die vielen Träume, die die Toten als Lebende hatten, sind in keinem Buch verzeichnet.

In *Unter der Drachenwand* wird von einer solchen Situation erzählt. Zivilisten und Soldaten verschwinden, wie Regen in der Erde versickert, und andere rücken nach und verschwinden ebenfalls. Die einen haben davor noch schnell eine Schandtat begangen, die andern eine Freundlichkeit, weg sind sie alle. Und die Übriggebliebenen zucken die Achseln. Der Brasilianer in *Unter der Drachenwand* sagt: "Jeder halbwegs nüchterne Mensch muss ein politisches System mit den Augen der Toten betrachten." Davon erzählt der Roman.

Während der Vorarbeiten zu *Unter der Drachenwand* habe ich wohl gegen fünfzehntausend Privatbriefe aus der Zeit des sogenannten Dritten Reichs gelesen. Ein dreiundzwanzigjähriger Soldat schreibt im Jahr 1943 aus der Ukraine an seine Eltern:

Ihr seht, ich denke hart, es ist aber notwendig geworden und eben das einzig Vernünftige bei einem, den diese Walze verschlingt. Es hat keinen Zweck, sich wie ein Ertrinkender an einem Grashalm festzuklammern oder wie ein Schwerkranker auf Genesung zu hoffen. Wir sind hoffnungslose Fälle.

Dieser Soldat überlebt das Jahr 1944 nicht, das Jahr, von dem *Unter der Drachenwand* erzählt. Er gehörte zu den vielen, die auf das ständig angekündigte, ständig ausbleibende Ende des Krieges warteten und darüber starben. Für H. und seine Prätorianer, für die Menschenschinder der Firma Blut und Boden, die sich nur in einem gut auskannten, darin, Menschen zur Schlachtbank zu führen, hat dieser Soldat sich in Stücke schießen lassen. Zitat aus einem anderen Brief, ein anderer Soldat:

Jeden Abend stelle ich mich unter die warme Dusche, also habe ich es in gewisser Beziehung sogar besser als daheim. Aber was gäbe ich trotz alledem, könnte ich wieder die Uniform ausziehen und heimfahren.

Verehrte Damen und Herren, aus dem Moment heraus geschriebenen Briefe sind auch deshalb so eindringlich, weil sie in ihrem Kern nicht geschrieben sind, sondern gesprochen, geschrieben als etwas Gesprochenes.

Ich habe mir, wie gesagt, kartonweise Korrespondenzen und Tagebücher aus der Zeit des sogenannten Dritten Reichs beschafft und hätte mir ein Vielfaches beschaffen können. Der Zweite Weltkrieg hat mehr zerstört als nur Häuser und Körper, er hat soziale Beziehungen zerstört, hat alles auseinandergerissen, Familien, Freundschaften, Liebespaare. Über viele Jahre hinweg war für Millionen von Menschen das Schreiben die beste und oft beinahe einzige Möglichkeit, den Kontakt zu halten zu den

Angehörigen, zu den Geliebten, zu sich selbst. Mittlerweile sind auch diejenigen, die 1945 Jugendliche waren, größtenteils tot, und ihre Briefe landen auf Flohmärkten. Flohmärkte sind Filialen der Friedhöfe, wohin man die Toten bringt. Manchmal fehlt es an Nachkommen, manchmal an Interesse, oft an der Fähigkeit, alte Handschriften zu lesen. Niemand ehrt gerne, was er nicht versteht. Manche werden mit ihrer Vergangenheit nicht fertig, andere sind mit ihrer Vergangenheit fertig und zwar ganz. Deshalb werden bergeweise Briefe aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts angeboten, vor allem im Internet, ein Bündel Briefe um den Gegenwert einer Flasche Wein, nicht der Rede wert, wenn man die Briefe erst einmal gelesen hat. Denn ich versichere Ihnen, vor dem Hintergrund des Krieges, den man nur *Scheißkrieg* nennen kann, haben selbst Menschen, die sonst wenig zu sagen haben, etwas zu sagen. Im Abgrund wohnt die Wahrheit. Ich glaube, Walter Benjamin hat geschrieben, dass der moderne Mensch nur noch im Schmerz ganz Mensch ist. Eine radikale, bittere und nicht gerade sympathische Position. Aber es ist nicht die Aufgabe von Philosophen, sympathische Positionen zu vertreten. Nebenbei gesagt, auch nicht die Aufgabe von Schriftstellern - beiderlei Geschlechts.

Bevor ich auf manche Eigenarten und Eigenheiten privaten Schreibens eingehe, möchte ich vorausschicken, dass *Unter der Drachenwand* ein fiktiver Roman ist, ein Kunstwerk, die Handlung erfunden, alle Charaktere von mir erschaffen. Mit Walter Kempowskis Echolot-Projekt hat mein Schreiben wenig zu tun, da ich das Material fiktionalisiere, radikal subjektiviere und gerade in meiner Subjektivität Anspruch auf Vertrauenswürdigkeit erhebe, während Walter Kempowski durch die Montage von Zitaten oft unklarer Herkunft eine Objektivität suggeriert, die es gar nicht geben kann. *Unter der Drachenwand* - wie jeder wirkliche Roman - geht weit über das Recherchierbare hinaus, ist ein verwandeltes Echo der Recherche und wird dadurch zum Kunstwerk. Dort, wo die Quellen des Historikers versiegen, hat die Literatur die Grenzen ihrer Möglichkeiten noch lange nicht erreicht.

Die Geschichtswissenschaft hat in der Beschreibung des 20. Jahrhunderts Großartiges, Herausragendes geleistet, ich kann es nicht genug betonen,

herausstreichen, unterstreichen und loben. Die Zeit des Zweiten Weltkriegs ist die mit Abstand am besten erforschte, am sorgfältigsten analysierte Epoche der Menschheitsgeschichte. Die Geschichtswissenschaft jedoch ist an Nach-prüfbarkeit gebunden. Was nicht in den Quellen steht, existiert für sie nur als etwas Zweit- oder Drittrangiges, jedenfalls darf die Geschichtsschreibung nicht einfach etwas behaupten, was in den Quellen keine Spuren hinterlassen hat. Und hier bieten sich Chancen für die Literatur. Sie ist freier in der Darstellung, weil sie nicht streng mit Realitäten umgeht, sondern mit Möglichkeiten der Existenz. Sie kann von verborgenen Dingen erzählen durch Vorstellungskraft, Ahnungsvermögen und Einfühlung. Mit den Mitteln der Fiktion kann ich als Künstler Terrain erschließen, das der Geschichtsschreibung versagt ist, ich kann den emotionalen Raum öffnen, kann versuchen, das Vergänglichste heraufzubeschwören, den flüchtigen, ungreifbaren Augenblick.

Zitat aus einem Brief:

Heute ist Sonntag, und niemand hat mich herausgepumpt, so dass ich bis elf Uhr geschlafen habe. Nur einmal dachte ich, die Katze zu hören, wie sie einen Knochen zerbeißt.

Grundlage des Schreibens war im Fall von *Unter der Drachenwand* zunächst auch bei mir Recherche, die Herstellung einer guten Faktenbasis. Während eines Zeitraums von zwölf Jahren, zwischen 2004 und 2016, habe ich, wie gesagt, zehntausende Seiten Alltagsmaterial gelesen, Briefe und Tagebücher, nicht retrospektives Material, sondern aus dem Moment heraus Geschriebenes. Manchmal machten mir einzelne Briefe die Räuberleiter zu einer Charakterisierung, manchmal waren einzelne Sätze Fingerzeig auf eine existenzielle Situation, die mir wert schien, näher beleuchtet zu werden. Oft verarbeitete ich Details, die mir bezeichnend vorkamen für das Leben in der Latenz, wartend auf ein Kriegsende, das nicht und nicht kommen will. Die vielen gelesenen Briefkonvolute und Tagebücher schärften meinen Wirklichkeitssinn. Die Vielfalt der Stimmen, die Vielfalt der Perspektiven, die vielen unterschiedlichen Vergleichsmaßstäbe: sie bildeten ein ständig wachsendes Nervengeflecht.

Je mehr solcher Konvolute ich las, desto stärker trat auch das Gemeinsame und Grundsätzliche im Leben der Menschen zutage, in Summe eine Art Schwarmintelligenz.

Auf der Basis dieser Recherche habe ich die Handlung erfunden, die Figuren gestaltet, zum Denken, Empfinden und Reden gebracht. Ich halte die literarische Fiktion für ein großartiges Mittel der Darstellung, ein künstlerisches Präzisionsinstrument.

Gleichzeitig habe ich von den Briefen und Tagebüchern auch schriftstellerisch viel gelernt. Meine Meinung ist, man müsste mehr Alltagsmaterial lesen, Zweitrangiges, Vorläufiges, Verworfenes, es hat uns in vielerlei Hinsicht etwas zu sagen. Das Alltägliche und Beiläufige zeigt uns tendenziell eher so, wie wir sind, und nicht so, wie wir gerne wären. Das Raue tritt darin in den Vordergrund, das unvermittelt Ehrliche, das Verzweifelte, das Niederträchtige, das Zärtliche, vermischt mit Unbeholfenheit. Denn unbeholfen sind die Menschen. Und was im Alltagsmaterial eine weniger bedeutende Rolle spielt als in der Kunst, das sind Abgehobenheit, Formstrenge und Logik.

Der Wille zur Logik in der Literatur ist nichts anderes als ein Vorurteil gegen das Leben. In den vielen Brief- und Tagebuchkonvoluten ist mir nie ein logischer Mensch untergekommen, erst recht kein logischer Lebenslauf, weder in meinem Alltag noch in einem der großen Konvolute. Viele Dinge ergeben sich durch Zufall, vieles ist in sich widersprüchlich. Es gibt sie natürlich, die menschliche Mathematik, aber sie rechnet auf krummen Wegen und fußt nur zum Teil auf Zwangsläufigkeit. Der andere Teil gründet auf etwas Rätselhaftem, auf etwas Beunruhigendem: auf Widerspruch und Willkür.

Sonst geht es mir gut, habe bloß vier Tage kein Mittagessen bekommen, gestern gab es welches, aber ich hatte keinen Appetit dazu. Hatte immer den Geruch von Blut in der Nase. / Brief habe ich von dir schon lange keinen mehr erhalten, ich glaube, es gibt hier das historisch wohl ziemlich neue Phänomen der Postträume. Die meisten Kameraden träumen von

Briefen, die ankommen, und von Briefen, die verloren gehen. / Bist du noch in der Gegend von Aachen?

Meine künstlerische Entwicklung der vergangenen zwanzig Jahre wurde nicht nur von Weltliteratur vorangetrieben, sondern auch von Alltagstexten, von Abfall, von Hingeschmiertem. Sei's zum Guten oder zum Schlechten. Ich mag das spontan Hingeschmierte. Das Konstruierte, das zu lange Überlegte kommt mir auf elaborierte Art unzureichend vor. Manchmal, in schwachen Momenten, neige ich dazu, mich Lew Nikolajewitsch Tolstoi anzuschließen, der seinerseits in einem schwachen Moment behauptet hat, die Aufsätze der Bauernkinder, die er unterrichtet habe, seien besser als alles, was er selbst je zu Papier gebracht habe.

Tatsächlich gelingt Kindern und teilweise auch Erwachsenen, wenn sie für den Hausgebrauch schreiben, das einzulösen, was Ludwig Börne in einem Aufsatz vorschlägt. Der Aufsatz trägt den Titel: *Die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden*.

Ludwig Börne beteuert, dieses Unterfangen sei eigentlich simpel, man habe nichts zu lernen, nur vieles zu verlernen, nichts zu erfahren, nur manches zu vergessen. Sich unwissend zu machen, sei in der Kunst die große Kunst. Denn an nichts herrsche größerer Mangel als an Büchern ohne Verstand. Das Geburtsland des Gedankens sei das Herz, aus dieser Quelle müsse der Geist schöpfen. Nicht an Geist, an Charakter mangle es den meisten Schriftstellern (und Schriftstellerinnen). Es fehle ihnen an Mut zur Ehrlichkeit, ihre Eitelkeit stehe ihnen im Weg, Anbiederung bestimme die Tagesordnung. Aufrichtigkeit hingegen sei die Quelle aller Genialität.

Das gefällt mir. Damit kann ich etwas anfangen. Ich weiß genau, wovon Ludwig Börne spricht. Und nicht, dass die meisten Alltagsbriefe, die ich während der Vorarbeiten zu *Unter der Drachenwand* gelesen habe, in höchstem Maß aufrichtig sind. Aber oft genug kommt es vor, dass Menschen, die gerade eine halbe Stunde Zeit haben, zu einem Blatt Papier greifen und mit großer Unbekümmertheit hinschreiben, was ihnen gerade durch den Kopf geht. Dann kommen sie Ludwig Börnes Idee vom Originalschriftsteller erstaunlich nahe. Sie haben es nicht auf den Nobelpreis für Literatur abgesehen, sie schreiben, ohne sich in besonderem

Maß beim Schreiben beobachtet zu fühlen, mit wenig Verstand und viel Charakter, immer der eigenen Nase nach.

Lieber Konrad, hättest du eine Frau und ein paar Kinder, dann würde es dir vergehen, nach dem Sinn des Lebens zu fragen.

Und wenn ichs mir oft genug bewusst mache, es mir ständig und eindringlich vorsage, mir angewöhne, nichts darauf zu geben, was andere über mich denken: Dann gelingt es auch mir, ein Originalschriftsteller zu sein.

Verehrte Damen und Herren, die Briefkonvolute segelten mir vergleichsweise zufällig auf den Schreibtisch, das wusste ich immer zu schätzen. Ich kam dadurch mit allen Altersgruppen und sozialen Schichten in Kontakt, ich war überall zu Hause und dadurch weniger abhängig von meiner Herkunft, von den Traditionen und Überlieferungen, in die ich hineingeboren wurde. Vor allem wurde ich in den Briefen nicht ständig als der angesprochen, der ich bin, Arno Geiger, männlich, Schreibmaschinenbesitzer.

Ganz befreien von sich selbst kann sich keins, ich bin immer der, der liest. Aber wenn das fünfzehnjährige Mädchen seine Erlebnisse der fünfzehnjährigen Freundin schildert, kommt etwas anderes heraus als im Brief an die Lehrerin. Die Fünfzehnjährige spricht nicht eine Respektsperson an, sondern die Freundin auf gleicher Augenhöhe. Das verändert den Blickwinkel, das verursacht perspektivische Brechungen, die erhellend sind.

Heute verstehe ich besser, was man mir im Studium beigebracht hat: Dass der eigene Blick auf die andern nur wesentlich ist, wenn wir wissen und begreifen, wie die andern leben. Zu diesem Verständnis zu gelangen, ist eine Herausforderung, die Ansprüche stellt. Da ist es bestimmt von Vorteil, wenn ich als Schriftsteller Möglichkeiten finde, mit den Menschen in Kontakt zu kommen auf eine Weise, bei der mein Gegenüber nicht mit Befangenheit reagiert.

Fernando Pessoa schreibt: Wer am Rand des Tanzsaales steht, tanzt mit allen Tanzenden.

Zu den Menschen, deren Lebenszeugnisse ich gelesen habe, stehe ich in keiner persönlichen Beziehung. Deshalb gehe ich an die Lektüre so unvoreingenommen heran, wie ich es nicht könnte, wenn es Aufzeichnungen aus der eigenen Familie wären. Auch ein Buch lese ich selten ohne Vorwissen und ohne Voreingenommenheit. Deshalb ist es eins vom Wunderbaren an den zufälligen Briefkonvoluten, dass ich nicht weiß, was mich erwartet, ich nehme es, wie es kommt. Der Kontakt findet in einer Atmosphäre größter Freiheit statt. Und aus der Freiheit entsteht Kunst.

In der Kunst ist Unbefangenheit ein außerordentlicher Wert. Ich besitze eine im besten Sinn hemmungslose Freiheit im Umgang mit meinem Material. Es gibt keine Verpflichtungen mit Ausnahme der grundsätzlichen Verpflichtung gegen die Welt. Aber weder will ich jemandes Gunst erringen, noch steht ein fettes Erbe auf dem Spiel. Das Material ist befreit aus den ursprünglichen sozialen Zusammenhängen, ich kann es mir vorbehaltlos aneignen und erkläre konsequent nach meinem Interesse und Gutdünken etwas für relevant. In gewisser Weise kann ich noch nicht einmal irren. Man irrt so leicht, wenn es um Menschen geht, die einem nahe stehen. Dort irrt man besonders oft und schmerzhaft. Hingegen verschiebt sich das Nachdenken über mir völlig Unbekannte auf die Ebene des Grundsätzlichen und auf die Ebene der Plausibilität. Etwaige Lücken fülle ich nach Belieben mit Hilfe von Ahnung und Intuition, als freier Künstler.

Die Kunst des Schreibens besteht unter anderem darin, einen souveränen Ort für sich zu finden und diesen souveränen Ort als Basis zu nutzen. Von diesem souveränen Ort aus habe ich *Unter der Drachenwand* geschrieben, ein eng an historische Fakten gebundenes Kunstwerk.

Verehrte Damen und Herren: Heute ist Sonntag, und niemand hat mich herausgepumpt, ich bin von alleine aufgewacht, vorfreudig auf diese Preisverleihung. Und durch das gekippte Fenster des Zimmers im Hotel habe ich die Katze gehört, wie sie einen Knochen zerbeißt, sie ist mir auf dem Weg hierher einmal um die Beine gegangen, eine dreifärbige Katze,

weil ich ein Glückskind bin. Und anders als der *liebe Konrad* frage ich heute nicht nach dem Sinn des Lebens.

Vielen herzlichen Dank der Friedrich-Schiedel-Stiftung und der Stadt Bad Wurzach und ihren hier anwesenden Vertreterinnen und Vertretern, insbesondere Frau Bürgermeisterin Alexandra Scherer und Herrn Dietrich von Buttlar. Vielen Dank für diesen großartigen Literaturpreis im Spannungsfeld zwischen Geschichtswissenschaft und Poesie. Vielen herzlichen Dank verehrte Jury, lieber Wolfgang Niess. Und vielen Dank Ihnen allen für Ihre Aufmerksamkeit und Ihre Teilhabe an diesem für mich so erfreulichen Tag.